

VON HEIKO HÄNSEL

Die kroatische Autorin Slavenka Drakulić deutet die Kriegsverbrechen auf dem Balkan provokant – aus der Perspektive der Täter

war, nutzt dafür die durch die Gerichtsprozesse vorgegebene Personalisierung der Täter. Sie wagt sich weit in deren Persönlichkeit vor, um das „Warum“ zu beantworten.

Der Serbe Goran Jelisić exekutierte als Lageraufseher wahllos muslimische Gefangene. Sich selbst bezeichnete er als „zweiten Adolf“. Doch vor und auch nach seinen Morden half Jelisić muslimischen Nachbarn und Freunden. „Das Bild, das die (muslimischen) Zeugen der Verteidigung zeichnen, ist so anders, dass man sich fragt, ob sie dieselbe Person beschreiben“, schreibt Drakulić. Die Geschichten solcher Täter entziehen sich fast immer den gängigen Erklärungsmustern für den Balkankrieg.

Ein grausames Glanzstück in diesem Sinne ist das Kapitel „Ein Tag im Leben des Drazen Erdemović“. Aus der Perspektive eines Täters beschreibt Drakulić die Ermordung von 1.200 muslimischen Männern in Srebrenica. Erdemović hat 70 eigenhändig erschossen, ob-

wohl er nur zufällig in Srebrenica war, obwohl er ein eigentlich selbst „halber“ Kroat ist, obwohl er versuchte, den Befehl zu verweigern. Es fällt schwer, diese Darstellung zu Ende zu lesen.

Bei den Reflexionen über die angeklagten Kriegsverbrecher erinnert sich Drakulić mehrfach an ihren Vater. Er war im Zweiten Weltkrieg Partisan und danach Offizier der Jugoslawischen Volksarmee. Sie wurde von ihm im Geist des Titoismus erzogen, über die Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg sprach er jedoch nie. Die Kombination aus dem Schweigen der Elterngeneration und der verlogenen titoistischen Geschichtsversion gilt Drakulić als entscheidende Voraussetzung für den neuen Krieg ab 1991.

In General Radislav Krstić, der wegen Genozids in Srebrenica angeklagt und verurteilt wurde, erkennt sie sogar Züge ihres Vaters wieder. Ja, beide vertraten einst dieselben Werte jugoslawischer

Brüderlichkeit und Einheit. Drakulić schaudert bei dem Gedanken, dass auch ihr Vater die Metamorphose Krstić vom jugoslawischen Offizier zum Vollstrecker serbisch-nationaler Reinheitsfantasien hätte vollziehen können.

Drakulić hat ein Buch aus der Perspektive der Täter geschrieben. Die intellektuelle Aufrichtigkeit, mit der sie ihr Thema angegangen hat, besticht und überzeugt. Dem Haager Tribunal gibt Drakulić Interpretation die moralische und historische Bedeutung, die sich viele bei dessen Gründung erhofften. Dass die Autorin auch auf eine europäische Deutung des Jugoslawienkonflikts drängt, belegt das zeitgleiche Erscheinen ihres Buchs in Deutsch, Englisch, Schwedisch, Kroatisch und Serbisch.

Slavenka Drakulić: „Keiner war dabei. Kriegsverbrechen auf dem Balkan vor Gericht“. Deutsch von Barbara Antkowiak. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2004, 200 Seiten, 17,90 Euro

Das Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien zu beschreiben ist schwierig. Die Prozesse sind langwierig. Und allein die Dokumentation der abgeschlossenen Verfahren füllen hunderte, manchmal tausende Seiten. Die internationale Öffentlichkeit interessiert sich deshalb kaum für die mühseligen Prozesse und nimmt meist nur kurz von den Urteilen Notiz. So entsteht der Eindruck, in Den Haag würde weniger für die Gegenwart als für künftige Archivare und Historiker gearbeitet.

Das dem nicht so ist, beweist die kroatische Schriftstellerin Slavenka Drakulić mit ihrem Buch „Keiner war dabei. Kriegsverbrechen auf dem Balkan vor Gericht“. Seit Jahren begleitet sie die Prozesse. Fünf Monate lang war sie tägliche Prozessbeobachterin und hat im Untersuchungsgefängnis Scheveningen recherchiert.

Slavenka Drakulić ist eine sehr genaue Kennerin der Materie und der Debatten zu den jugoslawischen Nachfolgekriegen. In Deutschland hat sie schon 1992 den Band „Sterben in Kroatien“ (rororo aktuell) herausgegeben. Es war eines der ersten Bücher, die der deutschen Öffentlichkeit eine Erklärung für den ersten Nachkriegskrieg in Europa anboten.

In „Keiner war dabei“ steht die Frage nach Schuld und Verantwortung im Zentrum des Essays. Drakulić' Antwort ist politisch und an die postjugoslawischen Gesellschaften gerichtet: „Nur wenn wir begreifen, dass die Täter Menschen sind wie wir, sehen wir vielleicht die Gefahr, dass wir demselben Druck erliegen könnten. Zehn Jahre nach dem Ausbruch des Krieges auf dem Balkan muss man einsehen, dass wir normalen Menschen ihn ermöglicht haben und nicht irgendwelche Irren.“

Drakulić nimmt jeden Einzelnen, auch sich selbst, in die Verantwortung. Sie weist damit insbesondere jene These zurück, die seit 1991 immer wieder vertreten wurde: dass die politischen Eliten die eigentlich in ethnischer Eintracht lebenden Völker zu Krieg und Gewalt verführt hätten. Drakulić sieht die Möglichkeit für den Krieg bereits vor 1991 angelegt.

In ihrem neuen Buch gelingt es ihr, das Material auf exemplarische Weise zu bündeln. Es fällt auf, dass Drakulić dabei mit historischen Erklärungen sparsam umgeht. Anders als in ihrem ersten Buch 1992 geht es ihr nicht um aktuelle Information, sondern um eine philosophische Deutung der Geschehnisse. Die kroatische Autorin, die lange Zeit wegen ihrer antinationalistischen Haltung in ihrem Heimatland verfeimt

Über Migration und Exil ist im vergangenen Jahrzehnt mindestens so viel geschrieben worden wie über den Balkan. Doch: Dieses Buch hat bisher gefehlt. In den bekannten Analysen über die Jugoslawienkriege der 90er-Jahre wird oft erwähnt, dass die Diaspora eine wichtige Rolle bei der nationalen und kriegerischen Mobilisierung gespielt habe. Aber es blieb bei Verweisen.

Offensichtlich ist vielen Autoren das Dickicht der Exilpolitik zu undurchschaubar. Paul Hockenos, US-Journalist mit Wohnsitz in Berlin, hat sich jetzt auf dieses schwierige Gelände gewagt. Über Interviews mit Exilpolitikern versuchte er zu erkunden: Wie konnten Kroaten, Serben und Albaner in Toronto oder Frankfurt am Main mit anderen Nationen koexistieren und gleichzeitig von einem ethnisch reinen Herkunftsland träumen? Wie funktionierte die nationale Mobilisierung der Exilanten, die Kommunikation mit dem „Mutterland“ und die Lobbyarbeit in den westlichen Staaten?

Hockenos untersucht nicht die Auslandsserben, -kroaten und -albaner als solche. Er versteht die „Expatrioten“ als Gemeinschaften, die sich über Vereinigungen und Medien erst herstellen. Wer am nationalen Zusammenhalt kein Interesse zeigt, gehört nach dieser Definition nicht dazu. Hockenos schildert also isolierte Welten, die wenig von ihrer Umgebung aufnehmen und stark auf die alte Heimat fixiert bleiben.

Diaspora-Organisationen, so der Autor, funktionieren dabei meist nicht nach demokratischen Regeln. Sie werden von denjenigen dominiert, die am lautesten schreien. Die leiseren Migranten, die unter den „Gastarbeitern“ die Mehrzahl stellten, hat Hockenos nicht

Im Geiste Titos



Den Haag: Der Angeklagte Slobodan Milošević spiegelt sich in der Brille der Srebrenica-Überlebenden Hajra Čatić FOTO: AP

Erst einflussreiche Exilgruppen sorgten für den Zerfall Jugoslawiens

Vom Pizzabäcker zum nationalen Erwecker

befragt. Und während die Balkan-Lobys in Nordamerika ausführlich beschrieben werden, bleibt Europa unterbelichtet. Weitere Studien sind also willkommen.

Hockenos beginnt seine Darstellung mit der kroatischen Emigration. Präsident Franjo Tudjman baute sein politisch-militärisches Programm in engstem Dialog mit radikalen Kroaten in den USA und Kanada auf. Es ist fraglich, ob es ohne Emigranten wie den späteren Verteidigungsminister Gojko Šušak jemals zum kroatisch-bosniakischen „Krieg im Kriege“ gekommen wäre.

Das serbische Kapitel „Little Helpers“ skizziert dagegen das Bild einer verwirrten Exilgemeinschaft, die sich als Fortsetzerin serbisch-allierter Freundschaft seit dem Ersten Weltkrieg verstand und von dem antiserbischen Umschwung der 90er-Jahre überrascht wurde. Ihre politische Bedeutung schätzt Hockenos eher gering ein. Schließlich seien die Serben in Jugoslawien ohne Waffen und logistische Hilfe der Diaspora ausgekommen. Sie konnten auf die serbisch dominierte Bundesarmee zurückgreifen.

Die Mobilisierung der Kosovo-Albaner dagegen wäre ohne die Diaspora si-

cher anders verlaufen. Seit 1991 gab es die Exilregierung unter „Ministerpräsident“ Bujar Bukoshi in Stuttgart, die von allen Auslandskosovaren eine Steuer zur Finanzierung des albanischen Parallelstaates im Kosovo erhob und offenbar äußerst seriös mit den eingesammelten Geldern umging. Die Strukturen im Land hingen unmittelbar von den Exilanten ab.

Hockenos sieht die Diaspora-Aktivisten durch einen Schuldkomplex motiviert: Das materiell bessere Leben im Ausland muss durch Engagement für die Heimat erkauft werden. Je länger die Abwesenheit dauert, desto mehr jedoch kann sich dieses Engagement von den Bedürfnissen der daheim Gebliebenen entfernen. Dieses Problem war bei den 1945 vertriebenen politischen Eliten größer als bei den späteren Arbeitsmigranten: Die politische Kaste hatte oft schon vor der Flucht die Bodenhaftung verloren; durch die Emigration vergrößerte sich die Distanz zwischen Planern und Verplanten weiter.

Ethnisch reine Staaten waren aus der Entfernung, mit einer Landkarte statt mit konkreten Nachbarn vor den Augen, leichter denkbar. Die Vorstellungen über die Mittel konnten vage blei-

ben, und man brauchte nicht zu fürchten, dass die Gewalt aus dem Ruder laufen und einen selbst treffen könnte.

Hockenos weiß, dass er mit seinem Buch jenen Argumente liefert, die in Migration vor allem eine Gefahr sehen. Und er versucht, sich gegen falsches Lob abzusichern. Exilanten hätten positive und negative Potenziale, sie könnten sich von „Groll und Schmerz“, aber auch von einer „geschärften Vision“ für die Heimat leiten lassen. Er erinnert an positive Beispiele, etwa an die „brain drainers“, jene gut ausgebildeten jungen Leute, die Milošević' Serbien zu hunderttausenden verließen, auch weil sie den nationalistischen Konsens nicht teilten.

Aber Kräfte wie diese hätten die Politik der Diaspora nie bestimmt, auch weil sie sich selbst nicht dazu zählten. Im globalen Zeitalter wirke die Politik der exjugoslawischen Exilgemeinden zwar anachronistisch. Aber die 90er-Jahre hätten gezeigt, dass Konzepte wie Transnationalität längst nicht überall Wirklichkeit sind. KLAUS BUCHENAU

Paul Hockenos: „Homeland Calling. Exile Patriotism and the Balkan Wars“. Cornell University Press, London 2003, 289 Seiten, 27,72 Euro

internationale protektorate

Demokratie dekretiert

Eine wirklich passende Übersetzung für das englische Wort „Ownership“ gibt es nicht. „Eigentum“, „Besitzerschaft“, „Besitz“ bietet das Wörterbuch an. „Aneignung“ oder „Eigenverantwortung“ kommen dem aus den Sozialwissenschaften stammenden Konzept des „Ownership“ näher. Es erfreut sich seit seiner Einführung durch den ehemaligen Hohen Repräsentanten der internationalen Gemeinschaft in Bosnien-Herzegowina, Wolfgang Petritsch, wachsender Beliebtheit. Zumindest unter Anhängern demokratischer Modelle in internationalen Protektoraten wie Bosnien, dem Kosovo und dem Irak. „Ownership Process in Bosnia and Herzegovina“ (Der Aneignungsprozess in Bosnien-Herzegowina) heißt denn auch der Titel eines Sammelbands, dessen Beiträge die Lage in der exjugoslawischen Republik acht Jahre nach Kriegsende zum Thema haben. Prominentester Autor des Bandes ist Petritsch selbst, der seit Mai 2002 Österreich bei den UN in Genf vertritt; herausgegeben haben es der Leiter des Schweizer Instituts für Demokratische Alternativen, Christophe Solioz, und Svebor Dizdarević, Politikprofessor in Sarajevo.

Beim Amtsantritt als Chef der internationalen Bosnien-Protektoratsbehörde 1999 stellte Petritsch überrascht fest, dass ihn vor allem progressive Bosnier drängten, mit harter Hand für den Aufbau funktionierender Institutionen zu sorgen. „Meiner Ansicht nach war es ein Widerspruch, Demokratie quasi per Dekret zu erlassen und gleichzeitig auf die Stärkung der Zivilgesellschaft zu setzen. Doch in den ersten anderthalb Jahren meines Mandats wurde ich zum bis dahin interventionistischsten Hohen Repräsentanten.“

Gefruchtet haben Petritschs Bemühungen auch zwei Jahre nach seinem Abschied nicht – so die Einschätzung des bosnischen Wirtschaftswissenschaftlers Žarko Papić. „Die totale Abhängigkeit von ausländischer Hilfe“ sieht er als „Grundeigenschaft“ Bosniens, die „eine eigenständige und nachhaltige Entwicklung“ verhindere. Sein Rezept zur Stärkung der Demokratie: Die internationalen Organisationen sollten künftig von einheimischen Experten überprüft werden, da die Arbeit der ausländischen Missionare oft von Selbst-erhaltungsbedürfnissen geleitet seien. Angesichts der anhaltenden Dominanz der nationalistischen Parteien bezeichnet Herausgeber Solioz die von Petritsch angestrebte Partnerschaft zwischen ausländischen Machthabern und lokalen Politikern als unvermeidliches, aber überwindbares Paradoxon: „Haupthindernis für wachsende Verantwortung der bosnischen Regierungen war nicht nur die – oft paternalistische – internationale Präsenz, sondern ebenso die fehlende Bereitschaft der einheimischen Politiker, sich engagiert Reformen zu widmen.“

Zu dem Schluss, dass es bis zur eigentlich erstrebenswerten, vollständigen Übergabe demokratischer Rechte an die Bevölkerung ein weiter Weg ist, der ohne internationale Unterstützung zum Scheitern verurteilt wäre, kommt auch Kemal Kurspahić, während des Krieges Chefredakteur der renommierten bosnischen Tageszeitung *Oslobodenje*. Mit „Prime Time Crime. Balkan Media in War and Peace“ ist Kurspahić die wohl umfassendste Analyse der Medienlandschaft in den Republiken des früheren Jugoslawien seit dem Machtantritt Slobodan Milošević' 1987 gelungen. Sie ist gespickt mit scharfer Kritik an Versäumnissen der internationalen Gemeinschaft beim Friedensschluss. „Auch wenn der Dayton-Vertrag der notwendige Preis gewesen sein mag, den Krieg zu beenden, beließ er die Macht in den Händen derjenigen, die die meiste Verantwortung für den Krieg trugen. Das machte es extrem schwer, Institutionen einer funktionierenden Zivilgesellschaft herauszubilden.“ Ein Fazit, das sich leicht von Bosnien auf andere international verwaltete Nachkriegsgesellschaften übertragen lässt – sei es in Afghanistan, im Kosovo oder im Irak, der derzeit im Mittelpunkt internationaler „Nation-Building“-Konzepte steht. MARKUS BICKEL

Christophe Solioz und Svebor Dizdarević (Hg.): „Ownership Process in Bosnia and Herzegovina. Contributions on the International Dimensions of Democratization in the Balkans“. Nomos Verlag, Baden-Baden 2003, 143 Seiten, 20 Euro
Kemal Kurspahić: Prime Time Crime: „Balkan Media in War and Peace“, United States Institute of Peace Press, Washington 2004, 288 Seiten, 22,23 Euro